

Paul Ernst : die selige Insel

Autor(en): **Faesi, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PAUL ERNST: DIE SELIGE INSEL

Paul Ernst ist heute in nichtliterarischen Kreisen noch so unbekannt, dass man ihn oft mit dem tüchtigen und braven Otto Ernst verwechselt. Im Laufe der Zeit werden sie ihren Ruhm vertauschen, handelt es sich doch bei Paul Ernst um eine Persönlichkeit von ganz andern Proportionen und Zielen. Man wird über kurz oder lang Stellung nehmen müssen zu ihm, zu Wilhelm von Scholz und einigen andern, von denen eine neue, wichtige literarische, ja kulturelle Richtung ausgeht. Ernsts Entwicklung, die nicht zufällig einige Verwandtschaft mit der Schillers zeigt, ist vielleicht ein Vorzeichen der allgemeinen Wandlung. Er begann als sozialdemokratischer Politiker und naturalistischer Dichter (im engen Zusammenhang mit der literarischen Krise von 1889). Allmählich wandelte sich die politisch wie künstlerisch revolutionäre Tendenz in eine konservative, und er sucht nun das Wertvolle an der Tradition zu veredeln und aus den Verhältnissen heraus fortzubilden. Das etwa sind in groben Worten die gemeinsamen Ziele der neuen Richtung: nicht Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern Ausbau einer Kultur auf dieser gegebenen Basis. Die Kunst sei kein Abbild des Lebens mehr, sondern eine Erhöhung des Lebens, eine Macht, die beeinflussend wirkt. Daher weg von der Wirklichkeitserforschung des Naturalismus zu einer idealisierenden Kunst, weg von der Analyse zur Synthese der Zeit; weg von den Abschweifungen und Sensationen der Neuroromantik zu wichtigen Aufgaben; weg von der Flüchtigkeit der Impressionen zu festen, strengen und bleibenden Formen. Ähnlich wie in der Malerei durch Hodler und andere, so wird auch hier eine große, monumentale Kunst angestrebt. Daher die Vorliebe für die großen Gattungen; die Tragödie steht im Mittelpunkt des Interesses, von Heibel aus soll sie weiterentwickelt werden. Von Ernst wie von Scholz stammen denn auch nicht nur tiefgehende theoretische Schriften (des erstern „Weg zur Form“ kann dem, der Kritik hat, nicht genug empfohlen werden), sondern auch eine Reihe von Dramen, die freilich die Bühne noch nicht erobert haben, aber zum Allerbedeutendsten der neuern Produktion gehören. Für Scholz wird wohl dieser Winter erfolgreich werden; von Ernst sind namentlich beachtenswert die Tragödien: Demetrios, Brunhild, Canossa.

Aber wer liest Tragödien? Ernsts Leserkreis kann nur erweitert werden, wenn man auf seine Romane aufmerksam macht.

Er ist als Novellist bei den alten Italiänern in die Schule gegangen, das spürt man dem ersten Roman „Der schmale Weg zum Glück“ noch zu deutlich an. Jene Kunstmittel und Sprachform verbinden sich noch nicht ganz mit dem deutschen Gehalt. Dennoch ist der interessante Versuch schon in hohem Grade gelungen, den modernen Roman vom Naturalismus, seiner psychologischen Analyse, der breiten Schilderung und der Milieutheorie zu befreien und in strengere Kunstformen zu fassen.

Der „Schmale Weg“¹⁾ ist eine wohl vielfach autobiographische Entwicklungsgeschichte, vergleichbar dem überschätzten Peter Camenzind, den sie an äußerem Reiz nicht erreicht, aber an Wucht und Tiefe weit hinter sich lässt.

¹⁾ Es sei auf die neue, vorzüglich ausgestattete Ausgabe bei Meyer & Jessen hingewiesen. Der geringe Preis (Fr. 3.35) dürfte zu der berechtigten Verbreitung des Buches beitragen.

Unerwartet erschien 1909, eine lange Reihe von Dramen unterbrechend, ein zweiter Roman, neu, fremd und seltsam, und doch wieder die natürliche, ja fast notwendige Oberstufe und Folge aus den Novellen und dem „Schmalen Weg“. Auch dieses Werk, „Die selige Insel“¹⁾, ist, wie alles von Ernst, ungewöhnlich, kunstvoll und reif, und mehr für einen auserwählten Kreis als für eine große Masse.

Haben wir schon ein Buch mit einer ähnlichen seltsamen Empfindung aus der Hand gelegt? Erst scheint uns, es ist wesensverschieden von allen andern; dann erinnert man sich vielleicht an Spittellers „Imago“. Und sogleich fällt manches Gemeinsame der beiden Schöpfer ins Auge. Ihre Stellung zur herrschenden Kunst, nämlich die Opposition, drückt ihnen verwandte Züge auf. Eigenwillig und den Verhältnissen zum Trotz gehen sie ihre steilen Wege mit der Hingabe an ein Ziel, dem Glauben an sich und dem großen, verhaltenen Pathos, das die Leiden eines solchen Unterfangens erklären. Sie werden zu stolzen, herben, verachtenden Individual-Aristokraten und Idealisten. Eigentlich wollen sie ganz das selbe: die große Kunst; nur dass Spitteler sie im Epos erstrebt, und dass Barock und Romantik seine Art ist; Ernst in der Tragödie und mit der Vorliebe fürs Klassische.

Verrät es aber nicht die Macht der Verhältnisse, dass beide auf den Roman ziemlich verächtlich herabsehen, und ihn für Wichtiges, das sie auszudrücken haben, doch nicht ganz entbehren können? So suchen sie ihn zu adeln, aus der Sphäre des Alltäglichen, der gewohnten Wirklichkeit zu entfernen. Sie stellen Gegenwart dar, führen in ein Milieu und unter Menschen von heute, aber es macht den Eindruck des Fremden. Und die Hauptgestalten, um deretwillen die beiden Bücher entstanden sind, aus deren Augen wir gleichsam das umgebende Stück Welt schauen, fühlen sich auch fremd, wo die große Masse zu Hause ist, sind Ausnahmegeschöpfe, Einzelne, Eigenwillige wie ihre Gestalter. Beide leben ihr Bestes für sich auf einer seligen Insel, nur dass der Held Spittellers sie sich in der Imagination selbst erbaut, der Ernsts sie draußen, irgendwo an der Küste Dalmatiens findet. Und ganz ähnlich klingt das Ethos der beiden Dichtungen.

So viel über das Gemeinsame. Übrigens wird es sich in diesen beiden Fällen nicht um eine sporadische Erscheinung handeln, sondern um eine allgemeine, deren Vorläufer sie sind. Bei der starken Tendenz der neuesten Kunst, zu idealisieren, werden auch andere das Bedürfnis empfinden, den Roman, selbst den Gegenwartsroman, in eine höhere Sphäre zu heben, den nahen Stoff in Distanz zu rücken.

Die äußern Kunstmittel, die, abgesehen von der Oppositionsstellung Ernsts, den eigentümlichen Eindruck hervorrufen, sind vorgebildet schon im „Weg zum Glück“ und den Novellen. (Und übrigens verschieden von denen Spittellers.) Möglichst vieles wird sichtbar gemacht und gerundet in Bild und Szene; die Episoden und Einzelmomente künstlerisch novellenhaft herausgearbeitet und wie einzelne Steine ins Geschmeide eingelegt. Einige, so kostbar sie an sich sind, treten zu stark vor. Seelische Vorgänge, wie langsames Reifen, Vorbereiten und Befestigen, bleiben oft unsichtbar, absichtlich verborgen bis zum Moment des plötzlichen Ausbruchs, und können erst aus dem Resultat geschlossen werden. Es ist dies ein Zurückgehen auf die abgekürzte Psychologie der alten Novelle, im Gegensatz zu der analytischen des modernen Romans, und vergleichbar etwa der Technik auf

¹⁾ Im Inselverlag.

griechischen Reliefs, wo der Umriss einer Tür ein Haus andeutet. Am wichtigsten aber ist der echt ruhig epische Stil, den man nur um eine Nüance natürlicher sich wünschen würde. Ein kühles und gleichmäßiges Gleiten, das nirgends durch Strudel und Stromschnellen die Gestaltung und das Gefäll des Grundes dramatisch zum Ausdruck bringt; sondern durch das dämpfende und doch wieder klärende Licht der stillen Flut sehen wir in die wundersame, wechselnde und bunte Tiefe hinab, wo sich die nüchterne und greifbare Härte der Dinge zu brechen, zu verflüchtigen scheint. Das Verschiedenste scheint uns nicht mehr verschieden, sondern zusammengehörig; Gelächter und Tränen, Stille und Leidenschaft, nördliche Stadt und südliche Natur ist alles in die milde Färbung der Ferne getaucht, so dass uns die Empfindung der Einheit aller Dinge überfällt. Das Nahe scheint in die Weite, das Weite in die Nähe gerückt. Auch im Leben überkommt uns bisweilen diese Empfindung der Fremdheit, aber sie kann sich bis zum Unheimlichen steigern; hier ist eine wohltätige Beruhigung, dadurch aufgelöst, dass die Kunst sich über ihren Inhalt herrschend erhebt.

Dieser Inhalt: ein Leben, an dem allgemeine Probleme individuell gelöst werden. Einmal jenes alte Problem der Dichtung: der Mann zwischen zwei Frauen. Auch hier wird das Zusammenleben der drei als unmöglich verneint, aber wenn der Schluss von Ernsts erstem Roman fast etwas eng und bieder anmutete, so erstaunt man hier über die Kühnheit und freie Würde der Lösung um so mehr. Und doch herrscht beidemale die selbe ethische Auffassung, nämlich, „dass wir nicht sittlich handeln können nach allgemeinen Regeln und Vorschriften und den Urteilen der Menschen, sondern wir müssen aus unserm Herzen heraus handeln“. Jeder trägt sein individuelles Sittengesetz und Gewissen in sich. Der Unterschied zum ersten Roman rührt nur davon, dass es sich diesmal um ein Ausnahmegeschick und Ausnahmemenschen handelt, für die sich, ihren größern Bedürfnissen, ihrer komplizierten Natur und ihrer höhern Aufgabe gemäß, eine andre Lösung schickt als für andre. Mit großen Opfern zahlen sie freiwillig ein großes Glück und legen sich die höchsten Verpflichtungen auf. Ein unbestechliches Verantwortungsgefühl liegt Ernsts Ethik zugrunde, die am Ende nur eine neue und freie Auslegung des alten „noblesse oblige“ bedeutet.

Das zweite Problem ist organisch aus dem ersten herausgearbeitet. Der Mann liebt die eine der Frauen: die nordisch ernste, geistig reife, als ein Wesen, das ihm gleicht; die andre, die südlich heitere, sinnliche, instinktive, als ein Wesen, das ihn ergänzt. Dort eine Ehe aus Überlegung und menschlicher Sympathie, geschlossen in der deutschen Heimat; hier ein rascher, flammender Liebesbund, in den primitiven Verhältnissen einer südlichen Insel, auf die der Held zufällig gerät.

Der Süden, scheint Ernst — nicht als der erste — zu sagen, ist die Ergänzung für uns (und daher unsre Sehnsucht).

Er erweitert den Kontrast in sinngemäßem Ausbau: im Norden das komplizierte Großstadtleben, im Süden einfache Naturverhältnisse. Gerade die vielen nötigen Bedürfnisse, die hier fehlen, schaffen jene kunstreich verwickelte Kultur in kühlern, kargern Regionen. Aber in ihr lebt jeder heute allein, „auf einer unseligen Insel, denn in allen Beziehungen, die er zu den Menschen hat, wirkt er nicht als ein ganzer Mensch zu den andern als ganze Menschen, sondern er selbst bleibt allen andern gleichgültig und sie ihm.“ Er lebt bloß mechanisch; bloß als eine Funktion, als ein Rad in der

großen Maschine kommt er in Betracht. Der Mann, der so fühlt, findet seine selige Insel im Süden; er wird dort ein anderer Mensch, durch die Liebe; „und auch darin lag der Grund, dass Luft, Licht, Meer und Land anders waren als zu Hause, nämlich frei, und nicht bezwungen vom Menschen; und darin, dass die Menschen selbst hier gewachsen schienen wie die Blumen, die aus der Erde kommen und ihre Köpfe nach der Sonne wenden, und wenn er an die Heimat dachte, wie sich da die Menschen quälen mit Gedanken, und die Bücher fielen ihm ein, die sich schreiben, und die Bilder, die sie malen, da schien es ihm, als lebten dort alle in einer argen Verzauberung, nämlich in einem dumpfigen und finsternen Gewölbe, eingeschlossen von einem bösen Geiste, und halten sich doch für frei und wissen nicht, dass sie gefangen sind in einem modrigen Gefängnis, dessen Trübsal in ihre Seelen gewachsen ist.“

Und nach den nebelhaften, quälenden Bildern nordischen Straßengeetriebes ersteht nun vor uns, in wundervollen Schilderungen, dies verträumte, sonnige Eiland, deutlich bis in jede Einzelheit seines üppig blühenden Gewuchers. Und wie ein Märchen ist das Liebesglück. Aber nur im Märchen ist Glück ein unveränderlicher Zustand; die Realität erfordert Bewegung, Wirksamkeit und Erfüllung der ganzen persönlichen Aufgabe. So erwächst am Schluss des Buches ein ernster ethischer Konflikt zwischen Menschen, die sich lieben, verstehen und anerkennen, und er löst sich würdig und versöhnend aus der Vorbestimmung und Selbstbestimmung der Persönlichkeiten.

ZÜRICH

ROBERT FAESI



BÜCHER

Aus der Bücherflut, die jedes Jahr auf Weihnachten anschwillt, kann man nur nennen, was der Zufall einem unter die Augen führt. An vorderster Stelle sei an die große Ausgabe *Shakespeares* in deutscher Sprache erinnert, die Friedrich Gundolf im Verlag Georg Bondy in Berlin herausgibt. Wir haben die beiden ersten Bände (die Römer- und die italiänischen Dramen) seinerzeit eingehend besprochen; nun sind in drei weiteren Bänden die Historien erschienen. Der Gesamteindruck wird mit jedem Bande günstiger: gerade die Stücke, die Gundolf von Grund auf neu übersetzt hat (Coriolan, Antonius und Kleopatra, Othello), wirken besser und einheitlicher als manches der andern, wo er Schlegel am Zeug flickte. So bedeutend aber diese Leistung ist, so ist die Stellung Gundolfs für das riesige Gesamtwerk Shakespeares bis jetzt mehr die eines Herausgebers, und der Hauptakzent liegt auf der gediegenen Ausstattung. Unsere Einwände gegen die Manieren der Stephan George-Jünger wollen wir nicht wiederholen; erinnern wir lieber daran, dass hier der moderne Geist an der Arbeit ist, sich eines der kostbarsten geistigen Güter neu anzueignen. Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen! —

Unter dem Titel „*Meine Hamburgische Dramaturgie*“ hat Alfred Freiherr von Berger im Verlag von Christoph Reißers Söhne in Wien eine Essaysammlung herausgegeben, die den geistigen Gewinn seines zehnjährigen Wirkens am Hamburger Schauspielhaus enthält. Der Titel, der so offen-